

Julius Rodenberg und die Schweizerdichtung

Autor(en): **Korrodi, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748576>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

entschwundenes goldenes Zeitalter, so dass das Ideal als ein verlorenes Jugendland erscheint, so atmet seine Dichtung die Wehmut der Elegie. Schildert seine Phantasie aber ein ideales Dasein als einen schönen Traum und spiegelt ihn als Wirklichkeit vor, so ist seine Dichtung eine Idylle.

ZÜRICH

M. NUSSBERGER

(Schluss folgt.)



JULIUS RODENBERG UND DIE SCHWEIZERDICHUNG

Der Mitdenker und Mitdichter unserer bedeutsamsten künstlerischen Ausstrahlungen im letzten halben Jahrhundert feiert in diesen Tagen mit Geistesgaben, die „herrlich wie am ersten Tag“, seinen achtzigsten Geburtstag. Die Schweiz gedenkt seiner freudig; denn in jenes helle Kapitel der Schweizerdichtung, das kein dilettantischer Schnörkel verunziert, in das Kapitel: Gottfried Keller und C. F. Meyer, glänzt als freundlicher Schicksalstern der Name Julius Rodenberg.

Der junge Ferdinand Brunetiere soll auf die Frage, was er werden wolle, prompt erwidert haben: Directeur de la Revue des deux Mondes et membre de l'Académie! Auch Rodenbergs Ehrgeiz, der mit Goldschnitt-verseu debütierte, ging nach der Leitung einer Revue großen Stiles. Aber das deutsche Talent, Revuen zu gründen, ist ganz verschieden von dem gallischen. Der Deutsche hebt sie aus der Taufe, fast jedes Jahr aber sterben sie an den Säuglingskrankheiten. Der Franzose ist glücklicher. Er hat viel weniger Taufen von neuen Revuen, dagegen feiert er die Jubiläen der glücklich groß Gewordenen. Vom Deutschen sprach ich. Warum nicht vom Schweizer? Der im Zeitschriftgründen als Klassiker des Misserfolges sich auf eine Tradition bis zu Bodmer und Breitinger berufen kann; denn die Schweiz hat damals in zwei Dezennien zwei Dutzend Revuen zu Grabe getragen. Eine liebliche Folge unserer notorischen Geschmacks-sonderbündelei, die auch in der deutschen Romantik so weit gedieh, dass fast jeder Führer sein „Organ“ schuf. Rodenberg musste daher neben ungewöhnlichen literarischen Gaben auch ein Diplomaten-geschick besitzen, dass er „die Rundschau“ so sicher durch zweiundvierzig Jahre steuerte. Er lauschte wie Herder in die Welt hinein, und was köstlich und dauergehaltig in ihr schien, das sollte in künstlerischen Reflexen „die Rundschau“ ausstrahlen. Wie er selber im Privatgespräch leise spricht, so sollte „die Rundschau“ vornehm und still durch die Zeit schreiten: Keine Blenderin, noch weniger eine Buhlerin um die Unsterblichkeit des Tages. Es bleibt ihr Ruhm, dass jene deutschen Gelehrten, in deren Seele aber auch eine gestaltende Künstlerkraft ruht, auf ihren Blättern um die Form des tiefgehaltenen Essays rangen. Wenn auf den besonders beredsamen Kanzeln der Berliner Uni-

versität der achtziger Jahre akademische Eloquenz funkelte, dann war es stets „die Rundschau“, die diese Reden wie in einem Archiv bewahrte. — Es geht fast allen so, dass sie beim Blättern in alten Zeitschriften lächeln müssen; die einst so kecken Gedanken scheinen uns so schimmelig, und manches pikante Sensatiönchen ist für uns Langeweile. In den alten Rundschaubänden blättern, geschieht uns anders. Da wiegt uns etwa Hermann Grimm in dem Wohlklang seiner begeisternden Rafaelstudien, oder Fr. X. Kraus' glänzende historische Essays sehen wir von den Ereignissen der Gegenwart beeidigt, Wilhelm Scherer, noch kein Goethepedant, horchen wir heute noch so aufmerksam zu, wenn wir seinen „Goethe als Journalist“ lesen — bekanntlich hat der Tod unsern C. F. Meyer gerade ereilt über der Lektüre dieses Aufsatzes — wie seinen Schüler Erich Schmidt, dessen von Überfülle der Gedanken zu riesigen Architekturen anschwellende Sätze uns die Erinnerung an den großen Periodenstil klassischer Geister beschwören. Auch Schweizer Essayisten wie Bächtold, Frey und Widmann erzählten hier das Anmutigste aus der Truhe der Erinnerungen an Keller, Brahms und Meyer. Aber die „Rundschau“ hat noch höhere Ruhmestitel. Sie, die harmonisch einheitliche Warte guten Geschmacks, hat die größten künstlerischen Antithesen der siebziger und achtziger Jahre vereinigt: Storm, Keller, Meyer und Fontane; der letztere, der spöttelte: „Was heißt großer Stil? Vorbeigehen an allem, was den Menschen eigentlich interessiert“, hätte von Meyer hören können: „Großer Stil! All mein Sinn und Denken liegt darin.“ Keller und Meyer wechselten als schweizerische Repräsentanz auf dem Rodenbergschen Parnasse ab. Und auch heute hat sie ihre Läden vor neuen Formen der Erzählung nicht geschlossen; sie hat Ebner-Eschenbachs Ruhm begründet und E. von Handel-Mazzettis historischen Roman begeistert aufgenommen wie einst „die letzte Reckenburgerin“ Louise von François'. Nur einmal drohte ihr eine Verengerung — vor ihrem ersten Erscheinen — als sie sich „*Berlin und Wien*“ nennen wollte. Wie bald hat *Zürich* ihr Schwergewicht gegeben! Rodenberg hat mit seinen vierzig Bänden der „Rundschau“ fast das gewichtigste Wort in unsere Literatur gesprochen. Sie ist in der Fülle ihres Inhaltes, von der Grazie der Form bemeistert, geradezu Rodenbergs Kunstwerk, dem seine eigenen feinen und weltmännischen Schilderungen von der Themse, der Seine und der Spree und aus seiner eigenen Jugend den allgemeinen und persönlichen Rahmen spenden.

Wir Schweizer müssen um Kellers Willen Rodenberg Dank wissen, denn schon Bächtold wusste, dass ohne *Rodenbergs* diplomatisches Geschick „das Sinngedicht“ und „Martin Salander“ kaum zustande gekommen wären. Erst die *gemeinsame* Korrespondenz Rodenbergs mit Keller und Meyer (leider hat A. Frey die Meyerbriefe an Rodenberg nicht publizieren können, während Langmesser aus ihnen naschte) kann Rodenbergs großes Verdienst auf den Scheffel stellen. Keller, der seinen oft eintretenden Stillstand in der Arbeit den „habituellen Unstern“ nannte, pries jenen als „den Pfleger und Aufmunterer wackliger Autoren“. 1884 kündigte Rodenberg für das Januarheft den „Salander“ an, er erschien erst ein Jahr später, und im Märzheft und August setzte die Fortsetzung aus. Man sieht daraus, wie Rodenberg Keller schätzte und sich geduldete, dennoch das Produktions-tempo des Zürcher Dichter beschleunigend. Dafür haben sich auch die beiden Dichter „keiner Felonie in manuskriptlicher Lehenspflicht“ gegen ihn schuldig gemacht. Sie fühlten, was die meisten Freunde in mündlichem Gespräche von

Rodenberg fast mit wörtlicher Übereinstimmung hervorheben, dass er der vorbildlichste Gentleman war, der das heroische Talent eines Redaktors übte: An alle andern zu denken, nicht an sich. Rodenbergs Briefe sind ein Kulturdokument eines großen anregenden Verkehrs. Das Geschäftliche rasch im Nebensatz erledigend schreibt er C. F. Meyer nach dem Empfang eines jeden Werkes eine weihevollere Epistel, die wohl weiß, dass sie die erste kritische Huldigung ist. An seinem „Lutherlied“ hat Rodenbergs Hand mitgedichtet und gefeilt. Und während C. F. Meyers Werke reiften, trug manche Epistel Rodenbergs tiefe Anregung zur dichterischen Arbeit nach Kilchberg. So darf man Rodenberg den Dichter nennen, der unsichtbar am besten unserer Literatur mitdachte und dichtete.

ZÜRICH

EDUARD KORRODI



SCHAUSPIELABENDE

Konrad Falke hat sich schon vor Jahren um die dramatische Formung des Francesca und Paolo-Stoffes bemüht. Als sein dramatischer Erstling ist die einaktige Tragödie Francesca da Rimini über die Bühne des Zürcher Stadttheaters gegangen. Für befriedigend hat er diese Lösung nicht gehalten; und mit dem Vorwurf, der aus der Divina Commedia anziehend herüberlockt, hat er weiterhin gerungen, ob er ihn dichterisch zwingen werde. Diese neuen Bemühungen haben dann wiederum in einem Einakter Gestalt angenommen; aber aus einer Francesca da Rimini ist ein *Dante Alighieri* geworden. Der stolze Name des gewaltigsten italienischen Dichters hat den Titel des kleinen Dramas abgegeben. Was Dante im Inferno aus Francescas Mund vernimmt, die Seligkeit und Tragödie ihrer unbesiegbaren, unentrinnbaren Liebe zu Paolo, ihrem Schwager — *amor che a nullo amato amar perdona* — dieser Liebe, die die Beiden zu Insaßen der Hölle macht, ihrer Schuld wohl bewusst, aber auch ihres Glückes reuelos nie vergessend: das wird in Falkes Drama zu Dantes direktem Erlebnis. Als armer Verbannter am Hof der Malatesta in Rimini das bittere Brot der Fremde essend — *come sa di sale lo pane altrui e com' è duro calle lo scendere e il salir per l'altrui scale* — wird Dante der Ohren- und Augenzeuge des leidenschaftlichen Bundes zwischen Francesca und Paolo und ihres blutigen Endes durch Gianciotto.

In wenige Abendstunden ist dieses ganze rasch und wild bewegte Geschehen zusammengedrängt. Unerwartet kommt Paolo aus Florenz auf einer politischen Sendung an den urbinatischen Hof für eine Nacht zu seinem Bruder Giovanni Malatesta nach Rimini. Seit fünf Jahren haben sie sich nicht gesehen, seit damals, da Paolo dem Bruder die Gattin Francesca aus Ravenna zugeführt hatte, Francesca, an die er selbst sein Herz verloren, und die, ebenfalls in Liebe zu ihm entbrannt, sich an den brutalen buckligen Giovanni schmachvoll ausgeliefert sah. Paolo ist inzwischen gleichfalls Ehemann geworden. Aber die Flamme ist nicht erloschen, und wie sich Paolo und Francesca nun unter so furchtbar veränderten Verhältnissen wiedersehen, lodert sie nur zu rasch wieder empor. Der heimtückische Gianciotto kommt bald hinter ihr Geheimnis, und wie sie, allein geblieben, einander an die Brust sinken und von gemeinsamer Flucht, über die beiderseitigen